



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacobsen, J. P.: Niels Lyhne : Roman : aus dem Dänischen übersetzt von
Mathilde Mann : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)



och immer konnte Niels seinen Zorn darüber nicht verwinden, daß sie sich der Gesellschaft, die sie so oft verspottet hatte, so unwürdig in die Arme geworfen hatte. Die Gesellschaft hatte sicher nur die Thür geöffnet und gewinkt, so war sie auch schon eingetreten. Aber war das ein Grund, daß er mit Steinen nach ihr warf? Hatte er nicht selber die magnetische Anziehungskraft der braven Spießbürgerlichkeit gefühlt? Aber dies letzte Beisammensein, wenn sich das so verhielt, wie er vermutete, wenn das ein leichtfertiger Abschied von dem alten Leben hatte sein sollen, der letzte wilde Streich, ehe sie sich zurückzog in das „Korrekteste des Korrekten“! War das möglich? Eine so grenzenlose Selbstverachtung, die ihn mit hinein zog in ihren Hohn, ihn wie alles andre, was sie mit einander gemein gehabt hatten an Erinnerung und Hoffnung, an Begeisterung und heiligen Ideen! Er errötete, er raste.

War er aber gerecht? Denn auf der andern Seite, was hatte sie weiter gethan, als ihm offen und ehrlich gesagt: das und das zieht mich nach der andern Seite, zieht mich mit aller Gewalt, aber ich erkenne dein Recht an, und zwar mehr, als du verlangst, und hier bin ich; kannst du mich nehmen, so nimm mich; wenn nicht, so muß ich dahin, wo die Macht am größten ist. Und wenn es sich nun einmal so verhielt, war sie da nicht in ihrem Rechte? Er hatte sie nicht genommen, es konnte ja bei der ganzen Entscheidung auf eine Kleinigkeit ankommen, auf den Schatten eines Gedankens, den Ton in einer Stimmung.

Wenn er nur gewußt hätte, was sie doch eine Sekunde lang gewußt haben mußte, was sie jetzt aber vielleicht nicht mehr wußte. Er wollte so ungern glauben, wovon er sie doch so schwer freisprechen konnte. Nicht allein um ihrer selbst willen — das war im Grunde das Wenigste —, aber es war ihm, als sei seine Fahne dadurch befleckt. Logisch betrachtet freilich nicht, und doch!

Wie sie ihn nun auch verlassen haben mochte, das stand fest: er war jetzt allein und er empfand es als eine Entbehrung, aber gleich darauf auch als eine Erleichterung. Es gab so vieles, was seiner wartete. Das Jahr auf Bönborggaard und im Auslande war, wie sehr es ihn auch in Anspruch genommen hatte, eine unfreiwillige Ruhe gewesen, und der Umstand, daß er sich in diesem Jahre auf so mancherlei Weise klarer über seine Vorzüge und Mängel geworden war, konnte ja nur seinen Durst vermehren, in ungestörter Arbeit seine Kräfte zu gebrauchen. Nicht um zu schaffen, das eilte nicht, aber um zu sammeln. Es gab so vieles, was er sich aneignen mußte, so unübersehbar viel, daß er anfang, die Kürze des Lebens mit mißtrauischen Blicken zu messen. Er hatte auch früher die Zeit nicht vergeudet, aber man macht sich nicht so leicht unabhängig von dem väterlichen Bücherschranke, und es liegt so nahe, auf derselben Bahn weiterzuschreiten, die andre zum Ziele geführt hat, und deshalb hatte er sich nicht selber ein „Winland“ in der weiten Welt der Bücher aufgesucht, sondern war gefahren, wie die Väter vor ihm gefahren waren, hatte autoritätsgläubig seine Augen für vieles verschlossen, das ihm gewinkt, um besser in die große Nacht der Edda und der Sagen hineinschauen zu können, hatte seine Ohren für vieles verschlossen, das rief, um besser den mystischen Naturlauten des Volksliedes lauschen zu können. Jetzt hatte er endlich begriffen, daß es keine Notwendigkeit war, altmodisch oder romantisch zu sein, und daß es weit einfacher sei, seine Zweifel selber auszusprechen, als sie Gorm Lokebyrker in den Mund zu legen, weit natürlicher, einen Laut für die Mystik des eignen Wesens zu finden, als gegen die mittelalterlichen Klostermauern anzurufen und die eignen Worte echoschwach zurück zu erhalten.

Für das Neue in der Zeit hatte er ja stets ein offnes Auge gehabt, aber er hatte eigentlich mehr zugehört, wie das Neue dunkel im Alten ausgesprochen war, als daß er auf das gelauscht hätte, was das Neue selber ihm klar und deutlich zurief; und darin lag nichts Merkwürdiges, denn es ist noch niemals ein neues Evangelium hier auf Erden gepredigt worden, ohne daß die Welt nicht sofort mit einer Unmenge von alten Prophezeiungen bei der Hand gewesen wäre.

Aber dazu gehörte etwas andres, und Niels fiel mit Begeisterung über seine neue Arbeit her; er war von der Eroberungslust ergriffen, von dem Durst nach der Macht des Wissens, den wohl jeder Diener des Geistes, wie demütig er auch sein Amt verrichten mag, einmal empfunden hat, sei es auch nur für eine einzige armselige Stunde. Wer von uns, den ein gütiges Schicksal so

gestellt hat, daß er für die Entwicklung seines Geistes sorgen konnte, wer von uns allen hat nicht mit begeistertem Blicke hinausgestarrt auf das unendliche Meer des Wissens, und wer hat sich nicht hingezogen gefühlt zu seinen klaren, kühlen Wassern, und hat nicht angefangen, in dem leichtgläubigen Übermuth der Jugend es mit der hohlen Hand zu schöpfen wie das Kind in der Legende? Weißt du noch, die Sonne konnte über sommerhellem Lande lachen, du sahst weder Blumen noch Wolken noch Quelle; die Feste des Lebens konnten vorüberziehen, sie erweckten keinen Traum in deinem jungen Blute; selbst die Heimat lag dir fern; weißt du das noch? Und weißt du auch noch, wie er sich dann in deinen Gedanken aufbaute aus den gelbwerdenden Blättern, geschlossen und gesammelt, in sich selber ruhend wie ein Kunstwerk, und es war dein Werk in jeder Einzelheit, und dein Geist lebte in dem Ganzen. Wenn die Säulen schlank aufstiegen, mit selbstbewußter Tragkraft in ihrer starken Rundung, so war es ein Teil deines eignen Ichs, dies kecke Aufsteigen, in dir lag dies stolze Tragen; und wenn die Wölbung zu schweben schien, weil es seine ganze Schwere, Stein auf Stein, gesammelt hatte und sein Gewicht in mächtigen Tropfen auf den Nacken der Säulen senkte, so ward er dein, dieser Traum vom gewichtlosen Schweben, weil die Sicherheit, mit der sich die Wölbung herabsenkte, ja nichts anderes war als du selber, der den Fuß auf sein eignes Ich setzte.

Ja, so war es, so wächst unser Wesen mit unserm Wissen, klärt sich dadurch, sammelt sich darin. Es ist ebenso schön zu lernen wie zu leben. Fürchte nicht, dich selber in Geistern zu verlieren, die größer sind als du selber. Sige nicht da und grüble ängstlich über die Eigentümlichkeit deiner Seele, verschließe dich nicht vor dem, was Macht hat, aus Furcht, daß es dich mit sich hinabreißen und deine Liebe, innerste Eigenheit in seinem mächtigen Strudel mit sich fortreißen könnte. Sei überzeugt, die Eigentümlichkeit, die in dem Ausschneiden und dem Umbilden einer fröhlichen Entwicklung verloren geht, war nur eine Unvollkommenheit, ein im Dunkeln getriebener Sprößling, dessen ganze Eigentümlichkeit darin bestand, daß er krank war an lichtscheuer Blässe. Und von dem Gesunden in dir sollst du leben, aus dem Gesunden heraus entwickelt sich das Große.

Es war ganz unerwartet für Niels Lyhne Weihnachten geworden.

In diesem ganzen verstrichenen Halbjahr war er nirgends zu Besuch gewesen, nur hin und wieder einmal bei dem Etatsrat, und von diesem hatte er auch eine Einladung erhalten, den Weihnachtsabend in seiner Familie zu verbringen. Aber vor einem Jahre hatte er Weihnachten in Clarens gefeiert, und deshalb wünschte er allein zu sein. Einige Stunden, nachdem es dunkel geworden war, ging er aus.

Es war sehr windig. Eine dünne, noch nicht ganz niedergetretene Schneedecke lag in den Straßen und schien sie zu verbreitern, und der Schnee auf den Dächern und Fenstersimsen verlieh den Häusern einen Schmuck, aber zugleich

ein vereinsamtes Aussehen. Die Laternen, die im Winde flackerten, jagten ihr Licht geisterhaft an den Mauern entlang, sodaß hie und da ein Schild aus seinen Träumen aufschreckte und in großartiger Gedankenleere vor sich hinstarrte. Auch die Ladenfenster, die nur halb erleuchtet waren und deren Schaustellung in der Geschäftigkeit des Tages zerstört worden war, sahen anders aus als sonst: es war etwas eigenartig Infrischgekehrtes über sie gekommen.

Niels bog in die Nebenstraßen ein, und hier schien Weihnachten schon in vollem Gange zu sein, denn aus den Kellern und den niedern Erdgeschossen klangen ihm überall Töne entgegen, zuweilen von einer Violine, am häufigsten aber von Handharmonikas herrührend, die sich unverdrossen durch bekannte Tanzmelodien hindurchquälten, und durch die treuherzige Weise, mit der sie vortragen wurden, mehr die frohe Arbeit des Tanzes als das eigentliche Festliche desselben ausdrückten. Aber es lag über dem Ganzen eine gewisse Illusion von schleppenden Tritten und qualmiger Luft, so schien es ihm, dem draußen stehenden, den seine Einsamkeit gegen jegliche Geselligkeit feindselig stimmte. Er hatte weit mehr Sympathie für den Arbeitsmann, der vor dem matt erleuchteten Fenster des kleinen Kramladens stand und mit seinem Kinde über eins der billigen Wunder da drinnen verhandelte, und der so besorgt schien, eine unwiderstehliche Wahl zu treffen, bevor sie sich in die Höhle der Versuchung wagten. Und dann diese alten, einfachen Damen, die in Menge des Weges gingen, eine nach der andern, fast auf jedem hundertsten Schritt; alle mit den wunderbarsten Mänteln aus längst entschwundenen Zeiten, und alle mit leisen, menschen scheuen Bewegungen ihrer alten Hälse, ganz wie mißtrauische Vögel, und mit etwas Unsicherem, Weltentwöhntem in ihrem Gange, als hätten sie Tag für Tag da oben in den Mansardenstübchen der Hinterhäuser gegessen und wären nur an diesem einen Abende ins Freie gelassen worden. Er wurde traurig, als er daran dachte, und es stieg ein krankhaftes Gefühl in seinem Herzen auf, als er sich träumend in das langsam verrinnende Dasein so einer einsamen alten Jungfer versetzte, und er hörte vor seinen Ohren das langsame Tickack einer Wanduhr peinlich taktfest die inhaltslosen Sekunden in die Schale des Tages tröpfeln.

Er mußte suchen, den Weihnachtsabend zu überstehen, und so ging er denn denselben Weg zurück, den er gekommen war, mit einem halb bewußten Grauen, daß in den andern Straßen neue Einsamkeiten dämmerten, andre Verhältnisse auftauchten als die, welche ihm hier entgegengetreten waren und die ihn so bitter gestimmt hatten.

Draußen in den großen Straßen atmete er freier auf, er ging schneller, mit einem gewissen Trost in seinem Gang, und befreite sich von dem, was ihn eben noch so unangenehm berührt hatte, durch den Gedanken, daß er ja seine Einsamkeit freiwillig gewählt habe.

So trat er in eines der größern Restaurants ein.

Während er dasaß und auf die Speisen wartete, beobachtete er hinter

einer alten Zeitungsbeilage die Leute, welche eintraten. Es waren fast ausschließlich junge Menschen; einige von ihnen kamen allein, mit herausfordernder Haltung, als wollten sie die Anwesenden verhindern, sie für Leidensgenossen anzusehen, andre konnten es gar nicht verbergen, daß es ihnen peinlich war, an einem solchen Abend nicht eingeladen zu sein, alle aber hatten sie eine ausgeprägte Vorliebe für einsame Ecken und abseitsstehende Tische. Viele kamen paarweise, und den meisten von diesen Paaren konnte man es ansehen, daß sie Brüder waren; Niels hatte niemals so viele Brüder auf einmal gesehen; oft waren sie sehr verschieden in Kleidung und Wesen, und noch deutlicher zeugten ihre Hände davon, wie verschiedenartig oft ihre Lebensstellungen waren. Es war fast eine Seltenheit, sowohl wenn sie kamen, wie auch später, wenn sie saßen und mit einander sprachen, ein wirklich vertrauliches Verhältnis zwischen ihnen zu entdecken: bald war der eine der überlegene und der andre der bewundernde, bald war der eine entgegenkommend und der andre zurückweisend; hier herrschte eine wachsame Vorsichtigkeit auf beiden Seiten, dort, was noch schlimmer war, eine stillschweigende Geringschätzung der gegenseitigen Ziele, Hoffnungen und Mittel. Für die allermeisten bedurfte es offenbar eines solchen heiligen Abends und damit verbunden einer gewissen Verlassenheit, um sie an ihre gemeinsame Herkunft zu erinnern, sie mit einander zu vereinigen.

Während Niels dasaß und hierüber nachdachte, wie auch über die Geduld, mit der alle diese Menschen warteten und weder klingelten noch laut nach den Kellnern riefen, als wollten sie nach stillschweigender Übereinkunft das Restaurationsgepräge, so gut es ging, fernhalten, während er an alles dachte, sah er einen seiner Bekannten eintreten, und dieser plötzliche Anblick eines bekannten Gesichtes nach allen den fremden kam ihm so überraschend, daß er sich nicht enthalten konnte, aufzustehen und den eintretenden mit einem freudigen, aber zugleich verwunderten Guten Abend! zu begrüßen.

Warten Sie auf jemand? fragte der andre, und sah sich nach einem Haken für seinen Überrock um.

Nein, solo!

Das trifft sich ja ausgezeichnet!

Der Neuankommene war ein Doktor Hjerrild, ein junger Mann, den Niels zuweilen bei dem Statsrat getroffen hatte und von dem er wußte, zwar nicht aus seinem eignen Munde, sondern durch neckende Äußerungen der Statsrätin, daß er in religiöser Hinsicht sehr frei sei. Aus seinem eignen Munde dagegen wußte er, daß Hjerrild in politischer Beziehung ganz das Gegenteil war.

Dieser Art Menschen begegnete man sonst eigentlich nicht bei Statsrats, die sowohl kirchlich wie liberal waren, und der Doktor gehörte auch im Grunde vermöge seiner Anschauungen wie durch seine verstorbene Mutter zu einem jener damals nicht seltenen Kreise, wo man die neue Freiheit teils mit zweifelnden, teils mit feindlichen Blicken betrachtete, und wo man in religiöser Hinsicht mehr

als rationalistisch und weniger als atheistisch war, wenn man nicht, was auch vorkommen konnte, indifferent oder mystisch war. Man fand in diesen übrigens sehr verschieden abgestuften Kreisen die Ansicht, daß Holstein dem Herzen wenigstens ebenso nahe stehe als Zütland, man hatte kein Verwandtschaftsgefühl mit Schweden und war nicht unbedingt für das Dänentum in seinen neudänischen Formen. Schließlich kannte man Molière gründlicher als Öhlenschläger und war, was den Kunstgeschmack betraf, vielleicht ein wenig süßlich.

Unter Einwirkung von solchen oder doch nahe verwandten Anschauungen und Sympathien hatte sich Hjerrild entwickelt.

Er saß da und sah Niels mit einem unsichern Blicke an, wie dieser ihm seine Beobachtungen, die andern Gäste betreffend, mittheilte und besondern Nachdruck darauf legte, daß dieselben sich beinahe schämten, nicht ein Heim oder eine heimische Stätte zu haben, welche sie an diesem Abende hätte zu sich ziehen können.

Ja, das kann ich nur zu gut verstehen, sagte Hjerrild laut, beinahe abweisend. Man kommt am Weihnachtsabende nicht von freien Stücken hierher, und das demütigende Gefühl, so ausgeschlossen zu sein, mag es nun freiwillig oder durch andre geschehen, kann nicht ausbleiben. Wollen Sie mir sagen, weswegen Sie hier sind? Wenn Sie es nicht wollen, so sagen Sie nur nein!

Niels antwortete, daß er den letzten Weihnachtsabend mit seiner verstorbenen Mutter verlebt habe.

Ich bitte Sie um Verzeihung, sagte Hjerrild, es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir zu antworten, aber Sie müssen es mir nicht übel nehmen, ich bin sehr mißtrauisch. Ich will Ihnen sagen, daß man sich Leute denken könnte, welche hierher kommen, nur um dem Weihnachtsfeste einen jugendlichen Fußtritt zu geben, und ich selber, müssen Sie wissen, befinde mich hier aus lauter Respekt vor der Weihnachtsfeier der andern. Es ist dies der erste Weihnachtsabend, den ich nicht in einer liebenswürdigen Familie verlebt habe, die ich aus meiner Vaterstadt kenne, aber es ist mir so vorgekommen, als ob ich ihnen im Wege wäre, wenn sie ihre Weihnachtslieder singen. Nicht gerade, daß sie sich genirt hätten, dazu waren sie viel zu brav, aber es berührte sie unangenehm, daß jemand zwischen ihnen saß, für den diese Lieder nur in die Luft gesungen wurden — wenigstens glaube ich das.

Niels und Hjerrild nahmen ihre Mahlzeit fast schweigend ein, zündeten dann ihre Zigarren an und beschloßen, in ein andres Lokal zu gehen, um dort ihren Toddy zu trinken. Keiner von ihnen hatte Lust, heute Abend die vergoldeten Spiegelrahmen und roten Sofas anzusehen, die sie Tag für Tag das ganze Jahr hindurch vor Augen hatten, deswegen begaben sie sich in ein kleines Café, in welchem sie sonst nie verkehrten.

Sie sahen aber bald, daß hier keine bleibende Stätte war. Der Wirt, die Kellner und ein paar Freunde saßen im Hintergrunde der Stube und spielten

Dreikart mit zwei Trümphen; die Frau und die Töchter des Wirts sahen zu und sorgten für die Bedienung dieses Tisches, nicht aber für sie. Einer der Kellner brachte ihnen endlich das Verlangte. Sie beeilten sich mit ihrem Getränke, denn sie fühlten, daß sie störten, man sprach weniger laut, und der Wirt, der vorhin in Hemdsärmeln dagesessen hatte, hatte sich nicht überwinden können, sitzen zu bleiben, sondern war in seinen Rock gefahren.

(Fortsetzung folgt.)



Litteratur.

Aus Schubarts Leben und Wirken. Von Eugen Nägele. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1888.

Diese reichhaltige, auf ihrem eignen Schauplatze entstandene und auf Thatfachen und Ueberlieferungen fast peinlich beschränkte Lebensbeschreibung des urwüchsigsten der „Originalgenies“ wird auch außerhalb seiner engern Heimat Schwaben, wo das Interesse für Schubart noch rege ist, auf die Aufmerksamkeit eines nicht bloß litterarhistorisch fachmäßigen Leserkreises Anspruch machen dürfen. Der Geistersturm, der im vorigen Jahrhundert bis in die verlorensten Winkel des Vaterlandes wehte, kann nicht eigenartiger, für die deutschen Verhältnisse bezeichnender dargestellt werden, als durch das brausende Dichterleben dieses Schulmeisters einer schwäbischen Ackerstadt, dessen Phantasie und pindarischer Verschwung sich in — Schuldiktaten und Festliedern austobt, der schon dem ersten Anhauch freiern Lebens moralisch erliegt und den ersten zahmen Versuch einer Erhebung über Amts- und Schulstaub mit dem Martyrium einer grund- und zwecklosen elfjährigen Kerkerhaft bezahlen muß. Als der Gefangene auf dem Hohenasperg, als der Johannes seines Landsmanns Schiller ist Schubart dem deutschen Volke meist bekannt. Strauß hat sein Lebensbild dazu benutzt, um den Zwiespalt der eignen Natur darin zu spiegeln. Aber Schubart ist weniger und mehr als ein litterarischer Frühlingbote, sicherlich alles andre als ein versprengter, in der Welt und in sich selbst geirrter Ritter vom Geist, das zwiefache Opfer verknöchertester Lebensformen. Er ist zunächst eine merkwürdige Persönlichkeit an sich mit seiner polyhistorischen Vielseitigkeit und seiner oft geradezu kindischen Musikantennatur, seinen moralischen Anschauungen und seiner grenzenlosen Lüderlichkeit, seiner Klopstockschen Religiosität und seiner Wielandschen Freigeisterei. Er giebt seinen etwas ältern Zeitgenossen Rousseau in verjüngtem Maßstabe wieder. Den eigentlichen Schlüssel zum Begreifen dieser litterarischen Erscheinungsform aber giebt der deutsche Schubart. Als Deutscher gehört er in eine Reihe für Deutschland charakteristischer Geister, die sich schon im Mittelalter ankündigen, in den neuern Zeiten in den Gutten, Christian Günther, Heinrich von Kleist u. a. immer wiederkehren. Ihr Grundzug ist Widerstandsunfähigkeit gegen die eignen Lebensformen, ein Durchgehen des Kopfes mit dem Herzen, ein trotziges Sichselbstvergessen im Gefühl der eignen Ueberlegenheit, ein Sichberauschen im neuen Wissen, im jungen